

denen Mitglieder des Herrscherhauses saßen. Die Prozession bot ein so außerordentlich schönes Bild, dass an diesem Tag die ganze Stadt zusammenkam.

Meine Eltern wohnten in einem auch heute noch dem Kloster gehörenden Haus¹ im ersten Stock. Die Wohnung war sehr groß (elf Zimmer), und die Fenster gingen auf den heutigen Schlüsselburger Prospekt und zum Teil auf den Platz vor dem Kloster. Die Familie war zahlreich: die alte Mutter und vier Söhne, von denen zwei verheiratet waren und Kinder hatten. Man lebte einträchtig und nach alter Sitte gastfreundlich, so dass sich an Geburts- und Namenstagen der Familienmitglieder, zu Weihnachten und Ostern alle nahen und entfernten Verwandten gewöhnlich schon am Morgen bei der Großmutter einfanden und bis in die späte Nacht fröhlich feierten. Besonders viele Gäste aber versammelten sich am 30. August, da bei schönem Wetter die Fenster geöffnet waren, man die Prozession bequem ansehen und obendrein in heiterer, vertrauter Gesellschaft weilen konnte. So war es auch am 30. August 1846. Meine Mutter, durchaus munter und fröhlich, empfing zusammen mit den übrigen Familienmitgliedern herzlich die Gäste und bewirtete sie. Dann jedoch zog sie sich zurück, und alle waren überzeugt, dass sich die junge Hausfrau in den hinteren Zimmern um die Speisen und Getränke für die Gäste kümmerte. Aber meine Mutter, die das bevorstehende »Ereignis« nicht so schnell erwartet hatte, fühlte sich, wahrscheinlich durch die Anstrengung und Aufregung, plötzlich unwohl, schickte nach der in solchen Fällen unentbehrlichen Person und begab sich in ihr Schlafzimmer. Meine Mutter erfreute sich stets guter Gesundheit, sie hatte bereits zuvor Kinder geboren, und deshalb verursachte das eingetretene Ereignis im Haus keinerlei Durcheinander oder Aufregung.

Gegen zwei Uhr mittags endete der Festgottesdienst in der Kathedrale, die volltönenden Klosterglocken schlugen, und als der Prozessionszug aus dem Hauptportal des Klosters kam, begann auf

dem Platz eine Militärkapelle feierlich zu spielen. Gäste, die am Fenster gesessen hatten, holten eilig die Übrigen herbei, und es wurde gerufen: »Sie kommt, sie kommt, die Prozession geht los.« Unter diesen Ausrufen, dem Geläut der Glocken und der Musik, die an das Ohr meiner Mutter drangen, begann auch ich meinen so langen Lebensweg.²

Die Prozession war vorüber, und die Gäste rüsteten zum Aufbruch, wollten sich jedoch zuvor von der Großmutter verabschieden, die sich, wie man ihnen sagte, hingelegt habe, um ein wenig zu ruhen. Gegen drei Uhr betrat mein Vater mit seiner alten Mutter am Arm den Raum, in dem sich die Gäste aufhielten. Sie blieben mitten im Zimmer stehen, und mein Vater verkündete feierlich, ein wenig erregt wegen des soeben eingetretenen Ereignisses: »Liebe Verwandte und Gäste, gratuliert mir zu einer großen Freude: Gott hat mir eine Tochter geschenkt – Anna.« Mein Vater war von äußerst heiterem Gemüt, ein Witzbold, ein Spaßvogel, die geborene »Seele der Gesellschaft«. Alle hielten seine Mitteilung für einen Feiertagsscherz, niemand glaubte daran, und es ertönten Rufe wie: »Das kann nicht sein! Grigori Iwanowitsch scherzt! Wie ist denn das möglich? Anna Nikolajewna war doch die ganze Zeit hier!« Da wandte sich die Großmutter an die Gäste. »Nein, Grischa sagt die Wahrheit: Vor einer Stunde wurde meine Enkelin geboren, Njutotschka!«

Nun hagelte es Glückwünsche, und in der Tür erschien ein Mädchen mit gefüllten Champagnergläsern. Alle tranken auf das Wohl des Neugeborenen, seiner Eltern und der Großmutter. Die Damen liefen zu der Wöchnerin, um sie zu beglückwünschen (dazumal gab es noch keine ärztlichen Vorsichtsmaßnahmen) und die »Kleine« zu küssen, die Männer aber nutzten die Abwesenheit der Damen, um die bereitgestellten Champagnerflaschen zu leeren, und brachten Trinksprüche auf das Neugeborene aus. Auf so feierliche Weise wurde mein Eintritt in die Welt begrüßt, und das war, wie alle sagten, ein gutes Vorzeichen für mein künftiges Schicksal. Dieses

Vorzeichen bewahrheitete sich später: Obwohl ich viele materielle Sorgen und moralische Leiden ertragen musste, betrachte ich mein Leben als überaus glücklich, und ich würde nichts ändern wollen.

Einige Worte über meine Eltern. Die Familie meines Vaters stammte aus Kleinrussland³, der Ururgroßvater trug den Familiennamen Snitko. Mein Urgroßvater zog, nachdem er seinen Besitz im Gouvernement Poltawa verkauft hatte, nach Petersburg und nannte sich bereits Snitkin. Mein Vater besuchte eine Petersburger Jesuitenschule, wurde aber nicht Jesuit und blieb sein Leben lang ein gütiger und offenherziger Mensch.⁴

Mein Vater arbeitete in einem Magistrat oder Departement. Meine Mutter stammte aus Schweden, aus dem angesehenen Geschlecht Miltopeus. Einer ihrer Vorfahren war lutherischer Bischof, die Onkel waren Gelehrte. Das beweist die Endung -eus, die Gelehrte aus einer Art Koketterie an ihren Namen anhängten, ähnlich wie die Hinzufügung der Partikel *de* oder *von*. Gelebt haben die Vorfahren in Abo, und in der dortigen berühmten Kathedrale sind sie auch begraben. Als ich Abo einmal auf der Durchreise nach Schweden besuchte, wollte ich zu den Gräbern der Ahnen gehen, doch da ich weder Finnisch noch Schwedisch konnte, bekam ich von dem Wächter keine Auskunft.

Der Vater meiner Mutter, Nikolai Miltopeus, war Gutsbesitzer im Gouvernement Sankt Michel, und die ganze Familie lebte auf dem Gut außer dem Sohn Roman Nikolajewitsch, der das Moskauer Landvermessungsinstitut besuchte. Als er seine Ausbildung beendet und eine Stelle in Petersburg erhalten hatte, verkaufte er das Gut des Vaters (der zu dieser Zeit bereits gestorben war) und zog mit der gesamten Familie nach Petersburg. Hier verschied meine Großmutter Anna-Maria Miltopeus bald darauf, und meine Mutter blieb mit zwei Schwestern bei ihrem Bruder wohnen. Meine Mutter war eine Frau von bemerkenswerter Schönheit – groß, schlank, gut gebaut, mit auffallend regelmäßigen Gesichtszügen. Zudem verfügte sie über

eine sehr schöne Sopranstimme, die ihr fast bis ins Alter erhalten blieb. Geboren wurde sie im Jahr 1812, und als sie neunzehn wurde, verlobte sie sich mit einem Offizier. Zur Heirat kam es nicht, denn der Offizier nahm am Ungarischen Feldzug teil und fiel. Der Kummer meiner Mutter war grenzenlos, und sie beschloss, niemals zu heiraten. Doch die Jahre vergingen und linderten allmählich den Schmerz des Verlusts. In den russischen Gesellschaftskreisen, in denen meine Mutter verkehrte, gab es Frauen, die gern Heiraten vermittelten (das war damals Sitte), und so baten sie, eigens für meine Mutter, zu einer Gesellschaft zwei junge Männer, die eine Braut suchten. Meine Mutter gefiel beiden sehr, aber als man sie fragte, ob ihr die vorgestellten jungen Männer gefielen, antwortete sie: »Nein, ich fand den ›Alten‹ besser, der die ganze Zeit erzählte und lachte.« Dieser Mann wurde mein Vater. Früher galten Leute über vierzig als alt, und Vater war damals schon zweiundvierzig (er wurde 1799 geboren). Papa hatte seine Jugend fröhlich und angenehm verbracht, lebte aber unter dem Einfluss seiner strengen Mutter zurückhaltend und war mit seinen zweiundvierzig Jahren ein gesunder, starker Mann mit frischer Gesichtsfarbe, schönen blauen Augen und gesunden Zähnen, allerdings schon ziemlich gelichtetem Haar. Er hatte nicht die Absicht, vor dem Tod seiner Mutter eine Familie zu gründen, deshalb besuchte er Gesellschaften als angenehmer Plauderer, aber keineswegs als Freier. Er wurde meiner Mutter ebenfalls vorgestellt, und sie gefiel ihm sehr, aber da sie schlecht Russisch sprach und er schlecht Französisch, unterhielten sie sich nicht sehr lange. Als man ihm jedoch die Worte meiner Mutter wiedergab, interessierte ihn die Aufmerksamkeit des schönen Fräuleins sehr, und fortan besuchte er öfter das Haus, in dem er ihr begegnen konnte. Am Ende verliebten sie sich und beschlossen zu heiraten. Doch es gab ein ernsthaftes Hindernis: Mama war Lutheranerin, und nach den Vorstellungen von Papas rechtgläubiger Familie sollten die Ehefrauen denselben Glauben haben wie ihre

Männer. Schließlich entschied Papa, sich gegen seine Familie zu stellen und zu heiraten, auch auf die Gefahr hin, sich mit einigen ihrer Mitglieder zu überwerfen. Mama erfuhr davon und befand sich, aus Furcht, Zwist in die so einträchtige Familie zu tragen, lange in einer schwierigen Lage: Sollte sie zum orthodoxen Glauben wechseln oder auf den geliebten Mann verzichten? Ein Umstand beeinflusste ihre Entscheidung: Spätnachts vor dem Tag, an dem sie meinem Vater ihre Entscheidung kundtun sollte, kniete sie lange vor dem Kruzifix und bat Gott um Hilfe. Als sie den Kopf hob, sah sie plötzlich über dem Kruzifix ein helles Leuchten, das das ganze Zimmer erfüllte und dann verschwand. Diese Erscheinung wiederholte sich noch zweimal. Das nahm meine Mutter als ein Zeichen von oben, die Frage, die sie bedrückte, zugunsten meines Vaters zu entscheiden. In derselben Nacht hatte sie einen Traum: Sie geht in eine orthodoxe Kirche und betet vor dem Tuch mit der Abbildung der Grablegung Christi. Auch diesen Traum deutete sie als einen Wink des Himmels. Man kann sich ihr Erstaunen vorstellen, als sie zwei Wochen später zur Zeremonie der Salbung in die Simeon-Kirche (in der Mochowaja) kam und entdeckte, dass sie vor dem Tuch mit der Abbildung der Grablegung Christi stand und dass alles ringsum genauso aussah, wie sie es im Traum erblickt hatte. Das beruhigte ihr Gewissen. Nachdem meine Mutter den orthodoxen Glauben angenommen hatte, befolgte sie die Riten der Kirche eifrig, bereitete sich durch Kirchenbesuch und Fasten auf Beichte und Abendmahl vor, ging zum Abendmahl, aber weil es ihr schwerfiel, die Gebete in kirchenslawischer Sprache zu erlernen, betete sie nach dem schwedischen Gebetbuch. Sie bereute niemals, die Religion gewechselt zu haben. »Sonst«, pflegte sie zu sagen, »hätte ich das Gefühl, meinem Mann und meinen Kindern nicht nahezustehen, und das wäre für mich schwer.«

Meine Eltern lebten etwa fünfundzwanzig Jahre einträchtig zusammen, sie passten gut zueinander. Das Oberhaupt des Hauses